

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Sonnabend 21. August 1897.

Wagge's Preis...
Die Halle'sche Zeitung...
Verleger: G. G. G. G.

Anzeige - Gebühren...
Für die Halle'sche Zeitung...
Preis für die Halle'sche Zeitung...

Deutsches Reich.

\* Durch die Wähler ist die Nachricht gegangen, daß der Kaiser einen Bericht über die durch das Hochwasser herbeigeführten Schäden eingereicht habe. Demgegenüber wird uns berichtet, daß von der Staatsregierung fortwährend Berichte über den Stand dieser Frage dem Kaiser zugegangen sind und auf diese Weise eine stetige Berichterstattung hergestellt worden ist.

In der Staatsministerialsituation am Donnerstag hat sich in der That um die Stellungnahme der Regierung zur Hochwasserschädung gehandelt. Die drei nach Schäften gereiften Minister haben ihre gemachten Erfahrungen dem Kollegium vorgetragen und ihre bestimmten Vorschläge unterbreitet, die sich in der schon früher angeordneten Richtung bewegen, theils den augenblicklichen Schäden abzuhelfen, theils künftigen vorzubeugen. Das Staatsministerium hat sich in demselben Sinne entschieden.

\* Dem Vernehmen der „Nord. Allg. Ztg.“ nach werden sich in nächster Zeit Kommissionen der zunächst betroffenen Provinzen Brandenburg, Pommern, die einen Ueberblick über die angelegten Vorkehrungen zu gewinnen und sich ein Bild darüber zu machen, wie die vorhandenen Schäden zu lindern und in welcher Weise ihre Wiederherstellung am besten vorzugehen sein wird. Es dürften bei den Provinzen namentlich die Kreise Kottbus, Sorau und Guben sowie die Stadt Joritz in Betracht kommen.

\* Durch Verfügung des Finanzministers ist die Aufmerksamkeit der Behörden in dem von den diesjährigen Hochwasserbetroffenen betroffenen Gegenden auch auf die Einziehung der direkten Staatseinkünfte gelenkt. Danach soll bei Anwendung des Zwangsverfahrens gegen Steuer-Schuldner, welche anlässlich der Wasserbeschädigungen eine bedräugte Lage erlitten sind, eine möglichst milde Praxis befolgt werden und jedenfalls rückständigen Credit-Posten durch Ertheilung entsprechender Anweisungen an die betheiligten Lokalbehörden im Voraus bezeugt werden. Deshalb ist empfohlen worden, für die Melanzen nach Umständen vorerst Einlungen der Steuern zu bewilligen. Außerdem können in geeigneten Fällen mäßige Steuererlasse eintreten.

\* Reichsrichter v. Willow und Geheimrath v. Luccanus haben sich von Halle wieder nach Berlin begeben.

\* Die landespolizeiliche Anordnung einer dreitägigen Quarantäne für die Regierungsbegleiter Cumbinien gegen das aus Ausland eingeführte Handelsgeflügel, welche am 1. September in Kraft treten sollte, ist von Regierungspräsidenten wieder aufgegeben worden. - Dagegen sind für den ober-sächsischen Grenzgebiet Schutzmaßnahmen gegen die Einschleppung der Geflügelcholera aus Ausland eingeleitet, die Errichtung einer Geflügelquarantänestation auf dem Schloßhof in Kottbus beschlossen und für Myslowitz und Neu-Berlin in Aussicht genommen worden.

\* Am Donnerstag Nachmittag sind in dem russischen Grenz-

orte Sosnowice an der ober-sächsischen Grenze 180 Stück Schweine wegen starker Maul- und Ruusenerkrankung schon von russischen Thierärzten beschlagnahmt worden. Die übrigen, die nach Deutschland kamen und vorher mit den kranken zusammen waren, sind sehr krank und alle angetroffen. Wenn die Seuche nicht schon so hartnäckig bei trockener Witterung auftritt, wie soll das erst im Monat September, wenn die feuchte Jahreszeit kommt, werden? Und noch immer ist die Sperre nicht aufgehoben!

\* Die Vorbereitungen zur Durchführung des Gesetzes über die Organisation der Handwerker sind in vollem Gange. Auf ministerielle Anweisung hin sollen sich zunächst die Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen darüber gutachten äußern, ob es sich empfiehlt, für jede Provinz oder jeden Regierungsbezirk Handwerkskammern zu errichten, oder ob eine anderweitige Abgrenzung der Distrikte für Handwerkskammern in Betracht zu kommen. Hierbei soll festgestellt werden, welche Zahl von Handwerkern für den Bezirksrat gebracht und von welchem Kamerbezirk in Betracht kommen würde. Im Verlaufe von C. L. Hirschfeld in Leipzig ist bereits ein für den praktischen Gebrauch eingerichtetes Kompendium des Innungs- und Handwerksvertrages, bearbeitet von dem Regierungsrath v. Rohrscheidt in Merseburg, erschienen. Die in handlichem Taschenformat gehaltene Ausgabe ist unter sorgfältiger Verwertung des gesamten Materials hergestellt und deshalb wohl geeignet, bei der Durchführung und Anwendung des neuen Gesetzes als verlässlicher Berater zu dienen.

\* Die Meldung der „Allg. Ztg.“, daß über das Tragen der Centauren durch das Militär ein einschränkender Erlass erlassen sei, entbehrt der Begründung. Wie die „Allg. Ztg.“ erzählt, ist in den bestgesetzten Kreisen von einem solchen Gesetze nichts bekannt, vielmehr wird diese Meldung für unzutreffend erachtet.

\* Im neuesten Heft der „Grenzboten“ werden Fälle aus dem Leben erzählt, aus denen hervorgeht, daß ein Winterkaiser und Regenbogen sich nach dem Aufbruch der Geflügelkrankheit drängen. Es wird daraus der Schluß gezogen, daß eine Reform des Geflügelwesens notwendig ist. Es wird einmal die Einführung nützlicher, harter Arbeit, wie sie in den Landarbeitshäusern besteht, sowie die Einführung von Wasser und Brod als Geflügelnahrung und die Einziehung aller Annehmlichkeiten empfohlen. Die Geflügelkrankheit würde dann aufhören, Zuständigkeiten von hungrigen und frierenden Kindern und Wunden zu sein und wieder zu dem werden, was sie sein sollte: Strafanstalten, deren Heilung für keinen Menschen etwas Verlorenes haben sollte. Außerdem würde dem Einatme eine Menge Geld erparen. - Diese Betrachtungen haben gewiß eine außerordentlich große Berechtigung.

Oesterreich-Ungarn.

Die bevorstehende böhmische Konferenz bringt das offizielle Wiener Fremdenblatt einen Artikel, der als das Programm des Grafen Barent für die böhmische Sprachfrage gelten kann. Wir entnehmen daraus folgende Hauptzüge: Das Projekt der Regierung lehne sich in der Hauptsache an den Vorschlag Viciere-Millicich, welcher drei Sprachenzone annehme: eine rein deutsche, eine rein tschechische und eine tschechisch-gemischte, nach denen auch die Geschäftssprache der autonomen Behörden zu regeln sei. Die Regierung bestimme an der Sprachenerordnung vom 5. April Veränderungen vorzunehmen, welche diese Verordnung mit dem neuen Landesgesetz in Einklang bringen, so daß die Bestimmungen nicht nur für die autonomen, sondern auch für die staatlichen Behörden Geltung erlangen. Sie sei, gleichwie die Einigung beider Parteien ohne beiderseitige Opfer undenkbar sei, ebenfalls bereit, Opfer zu bringen. Diese patriotische Nachgiebigkeit und Opferwilligkeit und der gute Wille würde auf allen Seiten die unentbehrliche Voraussetzung für den Ausgleich sein, in dem es weder Sieger noch Verlierer geben dürfe. Wenn auf den deutschen Parteilagen verachtet werde, die Vertreter der deutschen Partei könnten an der Verhandlung erst Theil nehmen, wenn zuvor die Sprachenerordnung vom 5. April aufgehoben werde, so zeige sich hierdurch wieder der traditionelle Kampf zwischen Tschechen und Deutschen. Der Inhalt des Regierungsvertrages sei ebenfalls geeignet, die Deutschen zum Eintritt in die Unterhandlungen aufzuwachen.

In recht großem Gegensatz zu diesen friedlichen Maßregeln der österreichischen Regierung stehen die wüthenden Tumulte, die seitens der Tschechen täglich in Böhmen gegen die Deutschen inszeniert werden. Seitdem haben wir bereits von schweren Erschütterungen in Böhmen berichtet; in der böhmischen Hauptstadt selbst hat sich ein Seitenstück hierzu zugetragen, wobei das tschechische Nationalgefühl sich theilweise in einer recht blühenden Weise Luft machte. Die von einer aufständigen Bergmannschaft anlässlich der Tschechen-Prälatenreise erregt befallenen Thate, zog ein Trupp vor das tschechische Kasino. Circa 60 Personen drangen dort ein, wo sie je ein Glas Bier ergaßen und unter „Nasard!“ und „Slava!“-Rufen leerten. Sodann verurtheilten sie die in den Säulenhallen befindlichen tschechischen Equitoren-Soldaten mit Händschloßstein des tschechischen Schutzes und entzerten sie. Das Kasino blieb die ganze Nacht polizeilich besetzt.

Spanien.

Der neue Ministerpräsident. Die Königin-Regentin hat dem Kriegsminister Aguirre als das Ministerpräsidentenamt übertragen. Veränderungen im Kabinete wird Aguirre nicht vornehmen.

Frankreich.

Die Vorbereitungen zum Empfange des Präsidenten Faure nehmen in Petersburg immense Dimensionen an. Triumphbögen, Fregaten, Kanonen, Artillerie, die Kanonen der Flotte, die Kanonen und Wappen befinden, sind bereits aufgestellt. In den Gärten werden bereits Anstalten für große Feste getroffen, die zu Ehren der französischen Offiziere und Matrosen gegeben werden. Im Lager von Kronskoje Selo wird ebenfalls eifrig gearbeitet. Ueberall erdicht die Parafesttage. Aus 700 Käufern, Seinen

Ein Scharmüchel im Bismarck-Archipel.

Ueber ein Scharmüchel mit Eingeborenen des Bismarck-Archipels, das am 13. April fattergefunden hat, hat ein Offizier von S. M. Vermessungsschiff „Wilde“ seinem Vater eine längere Zeit zugeführt, dem wir nach der „Allg.-Ztg.“ Folgendes entnehmen: Am Morgen des 13. April fuhr ich mit der Dampfmaschine und einer Zolle (einem kleinen Huberboot) nach der etwa 5 Meilen entfernten Insel Anu, um auf deren Wälder eine Wache zu bauen. Da sich bei früherem Aufenthalt die Eingeborenen, wie überall, vollkommen friedlich und harmlos gezeigt hatten, so nahm ich nur zwei Gewehre und ein Patronen 20 Patronen mit - immer noch ein Glück, da wir nicht weit überaupt ohne Schusswaffen gefahren sind! - Bei der Insel angekommen, ließ ich die Dampfmaschine etwa 200 m vom Strand entfernt ankern und fuhr mit der Zolle und sechs Mann an Land. Am Strande fanden etwa 50 bis 60 Eingeborene, die uns wie gewöhnlich mit Freubengeduld begrüßten und dann halfen, das Boot durch die ziemlich hohe Wandung auf den S. rand zu ziehen. Als die Geräte zum Landbau, Axten, Schaufeln u. s. w. aus dem Boot genommen wurden, fiel mir auf, daß die Kanaken gegen ihre sonstige Gemüthsartlichkeit in der Wuth zu schreien und sich Zeiden machen, als sie die Gewehre erblickten. Wie ich ihnen befehlen die Erde nicht ganz richtig und ich ließ beide Gewehre laden, daß aber kein Verstand, als ob ich nichts gemerkt hätte. Die Kanaken hielten nun in aller Fremdscham das Holz u. s. w. für die Wache nach der etwa 400 m entfernten See schafften und legten sich dann wie gewöhnlich im großen Kreis um uns herum, um dem Wachen zuzusehen. Ungefähr nach einer Stunde, in deren Verlauf ich den Schützen diverse Bismarck-Kammern gepörrt hatte, thaten sie, als ob ihnen die Sache langweilig würde und entfernten sich unter der Versicherung, bald wiederkommen. Sie kamen denn auch bald wieder, dieses Mal aber mit einem sonst nur in Indianergegenden üblichen Pfeil und einem Pfeilbogen von allen Seiten. Zwischen der See und dem unüberwindlichen Hügel war nur ein schmaler, etwa 15 m breiter Sandstreifen; mir standen also vollkommen schuppsen befehle am Rande des Hügelchen vertheilt. Das letztere im Wuth fast gar nicht, oder höchstens auf Augenblicke zu sehen waren, so hatten einige Schüsse natürlich nichts und wir zogen uns allmählich auf die Zolle zurück, d. h. hoch

mit einiger Geduldigkeit. (Im Feuer bin ich leider noch nicht gewesen, ich habe mit aber, daß die Kanaken Bohnen und Pfeffer die Geflügelkrankheit erregt, was bei einem der Wälder, die sich unentwegt vor und neben uns in den Sand befielen.)

Bei der Zolle war allerdings etwas Schutz, aber auch nur in einem kleinen unbedingten Winkel, und da die Munition ausgehen drohte, galt es vor Allem, die Zolle ins Wasser zu bringen. Mit meinen 4 Mann (2 waren inzwischen schon verwundet, der eine von 4 Pfeilen) war aber nicht daran zu denken, und die einzige Möglichkeit war, eine Leine nach der Dampfmaschine zu bringen, damit diese uns abholte. Einer von meiner Mannschaft machte auch den Versuch, und nachdem er mehrere Male von der Wandung zurückgeworfen war, gelang es ihm endlich. Die Dampfmaschine schaffte sich also vor und ging mit aller Kraft vor, aber - umsonst! Die Zolle lag eisenfest im Sandel - Das war ein etwas trüblicher Moment. Auf die Zolle war nicht mehr zu rechnen, ich ließ also die Leine sich einzeln an der Leine nach der Dampfmaschine hinholen, für die Verwundenen ein schweres Stück, und blieb mit einem Mann bei der Zolle. Mit diesem Stück ich abwechselnd wie auf dem Schießstand freudig auflegte. Während ich das Stück hatte, zwei der Leine umlegten glückte es meinem Wüthgeheißer anzuheben, einen der Führer zu treffen, jedenfalls hörte das Schreien mit einem Mal auf. Da der Patronenvorrath allmählich bis auf zwei vermindert war, so ließ ich meinen Kameraden in der Geflügelkrankheit nach der Dampfmaschine schwimmen und wartete nun auf die kommenden Dinge. Es dauerte auch nicht lange, da kamen von der Seite, wo aufstehend der Führer gefahren war, ein Dausen aller Größe mit Palmzweigen an, - die Kanaken waren sich also ihrer ungeborenen Dummheit, uns anzugreifen, bewußt geworden.

Ganz wieder, wie in den Indianerbüchern, lud ich sie nun, nachdem ich das Gewehr weggelegt hatte, ein, näherzutreten. Als sie auf 10 Schritt herangekommen waren, baup, hatte ich meine Hände an der Wandung und damit gewonnenes Spiel. Nachdem ich sie auf beachtlich mit allen mir zu Gebote stehenden Kraftausdrücken angedröht hatte, machte ich ihnen klar, daß die Zolle abschleppen zu müssen, wenn sie nicht alle Kinder der „Lamburan“ (der kanakische Hellenfänger) sein oder werden wollten. Sei es, daß meine gelobten Worte oder das drohende Gewehr wirkte, jedenfalls - ganz wider Erwarten - saßen sie an, die Dampfmaschine gab ihr letztes Heer und langsam entglitt die Zolle dem unglücklichen Boden. Sinten दिन ist, so, daß sie ein Strohband. Wenn die Kerls gedacht hätten, daß ich

mein letztes Pulver auf der Wanne - oder moderner: die letzte Patrone im Lauf - hatte, ich glaube, sie würden nicht so liebreuend gewesen sein.

Das Uebrige verlief dann programmäßig. Am Nachmittag begann der dreitägige Nachzug gegen die Insel. Sämmtliche Hütten (etwa 140) und Kanonen wurden abgefertigt, die Anlagen zerstört, kurz, Alles gründlich „verdenkelt!“ Kanaken haben wir leider bloß noch sechs erwischt, die nicht schnell genug ausgezogen waren, die übrigen staken im Wuth und machten sich in der nächsten Nacht davon auf Booten aus. In u. w. nach der etwa zwei Meilen entfernten Küste. Momentan liegt die früher blühende Insel (von etwa 800 Einwohnern) verödet da und wird fürs Erste auch wohl so bleiben. - Von den Verwundenen erfolgte sich der eine ziemlich schnell; der hielt es dagegen mit den beiden anderen aus, von denen einer einen Schuß in die Lunge, der andere einen Pfeil in den Unterleib, einen in den Arm und zwei in den Fuß erhalten hat. - Die Weile, von denen ich mir einige, die in den Wanken der Zolle staken - mitgenommen habe, sind übrigens ganz unangenehme Dinger mit Widerhaken auf etwa einen Fuß Länge. Ein Herausgehen derselben ist ausgeschlossen, so daß nur Herausreißen übrig bleibt. - So viel über das Negergeschehen. Wenn nicht die Verwundenen wären, würde ich es als eine höchst interessante Geschichte betrachten, für mich sind es jedenfalls einige aufregende Momente gewesen. Meine Männer haben sich vorzüglich benommen, wenn man bedenkt, daß sie ohne jede Waffe und ganz ohne Schutz waren! - Im Uebrigen hat sich die Munderverletzung meines alten Gewehres 71/84 wieder eintretend gezeigt. Etwa 30 Schritt von der Zolle entfernt war ein großes Kriegerlager auf dem Strand gezogen, hinter welchem etwa 4-5 Kanaken saßen und vergnügt mit ihren Pfeilbogen schuppsen, ohne sich um unsere Schüsse zu kümmern. Wie sich nachher herausstellte, hatten die Kugeln auch nur die eine etwa 5 m starke Wand des Kanones durchschlagen und waren dann in der anderen Wand hängen geblieben!

Jetzt hind wir wieder in unserer friedlichen Vermessungstätigkeit befaßt und freuen uns auf den nächsten Postdampfer, den wir um den 20. in Matsuyama erwarten wollen. Die Meilen zum Holen der Zolle und gleichzeitig zum Auffüllen der Kohlen sind ein wahrer Segen, da sie etwas Abwechslung bringen und die langen acht Wochen zwischen zwei Postdampfern angenehm verkürzen. Im Uebrigen eilt die Zeit im Laufschritt und in vier Monaten geht's wieder zurück nach Sydney und dann „heeme“!





Coursnotierungen

der Berliner Börse vom 20. August.

(Ergänzung-Course)

Deutsche Fonds und Staatspapiere.

Table listing various German bonds and government securities with their respective values and prices.

Ausländische Fonds.

Table listing foreign bonds and securities from various countries.

Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe.

Table listing German mortgage bonds and their details.

Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.

Table listing railway priority obligations.

Table listing various stocks and shares.

Bank-Aktien.

Table listing bank stocks and their prices.

Oligationen und industrieller Gesellschaften.

Table listing industrial company obligations and stocks.

Bergwerks- und Hütten-Aktien.

Table listing mining and smelting stocks.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Eisenbahn-Stamm-Oligationen.

Table listing railway common obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Table listing various stocks and shares.

Bank-Aktien.

Table listing bank stocks and their prices.

Oligationen und industrieller Gesellschaften.

Table listing industrial company obligations and stocks.

Bergwerks- und Hütten-Aktien.

Table listing mining and smelting stocks.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Eisenbahn-Stamm-Oligationen.

Table listing railway common obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Table listing various stocks and shares.

Bank-Aktien.

Table listing bank stocks and their prices.

Oligationen und industrieller Gesellschaften.

Table listing industrial company obligations and stocks.

Bergwerks- und Hütten-Aktien.

Table listing mining and smelting stocks.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Eisenbahn-Stamm-Oligationen.

Table listing railway common obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Table listing various stocks and shares.

Bank-Aktien.

Table listing bank stocks and their prices.

Oligationen und industrieller Gesellschaften.

Table listing industrial company obligations and stocks.

Bergwerks- und Hütten-Aktien.

Table listing mining and smelting stocks.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Eisenbahn-Stamm-Oligationen.

Table listing railway common obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table listing railway common stocks.

Seidenstoffe, Braunkleider, schwarz, weiß und gemultert, für Seidenhaus Freund & Thiele, Leipzig, vis-à-vis dem Rathaus, Markt 13.

Advertisement for the Dresden 1897 Art Exhibition, including dates and location.

Advertisement for H. F. Lehmann, Bank and Exchange Business, featuring a cross logo.

Advertisement for Auskünfte (Information) regarding business and private matters.

Advertisement for a Seminar on technical drawing and machine construction.

Advertisement for Caffe's coffee, highlighting its quality and origin.

Advertisement for the Vaterländische Frauen-Verein (Patriotic Women's Association).

Advertisement for a 1,000,000 Mark loan or investment opportunity.

Advertisement for David's Schokoladen & Kakao (David's Chocolate & Cocoa).



[Nachdruck verboten.]

## Das Haus der Schatten.

31) Roman von Robert Koblrausch.

Es war vielleicht die erste Probe von Poesie, die in die Armuth und Abgeschlossenheit ihres Lebens hineinbrang, und Herrigs erzwungene Volksthümlichkeit mochte ihr wie die echte, reine Sprache des Herzens ins Ohr klingen.

Drei Personen befanden sich außerdem noch in der Küche. Aus der dämmerigen Ecke zur Rechten der Thür schauten die fröhlichen Gesichter von Martha Bernick und Fritz Köhler herüber und nickten der Leserin jetzt einen freundlichen Dank. Seit jenem Abend im Athletenklub, als Martha ihrer Mutter so nachdrücklich ihr Wohlgefallen an dem Geliebten betheuert hatte, galten sie in der Familie für Stillverlobte, und wenn ihr Bund noch nicht war veröffentlicht worden, so erklärte sich das aus der Rücksicht auf die noch schwebende Untersuchung über die Vorfälle jenes Abends. Marthas Vater war dem fleißigen und braven Gefellen, der obendrein einmal ein ganz hübsches Vermögen zu erwarten hatte, wohlgeneigt, aber mit der Scheu des biedereren Bürgers vor Allem, was mit den Gerichten in Verbindung steht, erklärte er: „An sich habe ich gegen den Schwiegerohn nichts einzuwenden, aber zuerst muß die Geschichte von damals untersucht werden, und er muß frei ausgehen. Einem Menschen, der gesehnen hat, gebe ich meine Tochter nicht.“ Köhler lächelte schweigend über die Besorgniß des Alten, da sein gutes Gewissen ihm sagte, daß er in der Nothwehr gehandelt habe, und betrachtete das geliebte Mädchen im Stillen bereits als sein Eigenthum. Sie protestirte lachend dagegen und erklärte, daß sie nun und nimmer einen Töbtschläger zum Manne nehmen könne, während die heimlichen Küsse und das Aufstrahlen ihrer Augen bei seinem Anblick die Rede ihres Mundes Lügen strafte. Sie sah ihn noch immer vor sich, wie er an jenem Abend dagestanden hatte, eine leuchtende Siegfriedsgestalt, den hingestreckten Gegner zu seinen Füßen, und in ihrer Seele wohnte nur noch der eine Wunsch, diese Gestalt an ihrem Herzen halten zu dürfen, ganz nahe, ganz fest und für immer! Bald mußte sich's ja entscheiden, bald mußte Neuert, von dessen allmählicher, langsamer Besserung sie mit Spannung hörten, vernehmungsfähig sein, und dann — dann durften sie glücklich werden!

Eine Frauengestalt, noch neu in diesem Kreise, saß unweit von ihnen, dicht an das kleine Spanntuch geschmiegt. Es war die Schwester Basmanns, aus der Ferne herbeigerufen durch die unerwartete Glücksanzeige von jener Erbschaft, die sie mit ihrem Bruder zusammen gemacht hatte. Sie saß gekrümmt, mit gebeugtem Kopf, als hätte die Last des Lebens sie vor der Zeit niedergebrückt. Körper und Gesicht waren von auffallender Magerkeit, eine gelbe, pergamentähnliche Haut spannte sich über die vortretenden Knochen. Dicke Schattenstriche liefen ihr von den Augenwinkeln schräg über die Backen, graues Haar legte sich glatt um die eingefallene Stirn. Die hellblauen Augen aber, die mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit und Güte

blickten, erwarben ihr Mitleid und Neigung. Ein einfaches, schwarzes Kleid sollte die Trauer um den Verstorbenen ausdrücken, dessen Tod ihr doch nur glückbringend gewesen war. Während der Vorlesung hatte sie häufig geweint und auch jetzt halbrte sie das Taschentuch noch einmal an die Augen. „Besthalb weinen Sie man bloß, Frau Müller?“ fragte Karoline halb verwundert, halb stolz auf die Wirkung ihres Vortrages, zu ihr hinüber blickend. „Ach, ich habe so viel an meine Mutter selig denken müssen.“ gab Frau Müller mit kläglicher Stimme zur Antwort. In welcher Beziehung ihre Mutter selig zu Luther gestanden hatte, erklärte sie nicht, aber Karoline war befriedigt.

Im Stoff zur Unterhaltung fehlte es an diesem Abend nicht. Die bevorstehende Aufführung beschäftigte alle Geister, und wenn auch nur Martha und Köhler mit kleinen Rollen bedacht worden waren, so hatte doch Karoline es durchzusetzen gewußt, daß sie mit Ferdinand Elster und dem Diener zusammen als „Volk“ mitwirken durfte. Da gab es endlose Debatten über Proben und Kostüm, und Karoline sah sich im Geiste schon in einem goldschimmernden Krönungsmantel, wie ihn die Königin Elisabeth in Maria Stuart einmal im Sommertheater getragen hatte. „Du wirst ja bloß eine ganz einfache Bürgersfrau,“ wandte Ferdinand ein, sie aber gab würdevoll zur Antwort: „Das ist mich denn doch zweifelhaft.“

Eben wollte sie zu einer längeren Auseinandersetzung auszuholen, als nach einem raschen und leisen Klopfen die Thür sich öffnete und ein Gast hereintrat, so unerwartet und so geisterhaft anguschauen in der Blässe seines Gesichtes, daß Alle erschrakten. Es war Neuert, nachlässig belleidet, wie er von seinem Bett emporgesprungen war und die nothwendigsten Kleider hastig übergeworfen hatte. „Können Sie mir mit ein wenig Brod und Milch ausbelfen?“ sagte er zu Karoline. „Ich bin zu kurz gekommen und habe Niemanden, den ich schicken könnte!“

Rasch erhob sich die Köchin, ihrem guten Herzen gehorchend, und holte das Verlangte herbei, während sie zugleich ihre Verwunderung ausdrückte, daß Doktor Jaksch dem Kranken das Verlassen von Bett und Zimmer schon gestattet habe. „Den habe ich nicht gefragt, man muß doch endlich einmal wieder gesund werden,“ gab Neuert in seinem alten, barschen Tone zur Antwort, zugleich aber verrieth seine Augen, die unruhig in dem Raume umherwanderten, um dann auf Köhler und Martha hasten zu bleiben, daß etwas Anderes ihn hierher getrieben hatte, als die Bitte um Milch und Brod. Die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen, das Verlangen, von ihm zu hören wenigstens, und das er nun wieder an der Seite des Mannes erblicken mußte, den er haßte!

Köhler hatte sich langsam erhoben und trat jetzt nahe zu ihm heran. „Kommen Sie her,“ sagte er freundlich, „wir wollen uns wieder vertragen. In der Hitze des Gefechtes thut und sagt man ja Manches, was Einem hinterher leid ist. Wollen Sie? Da ist meine Hand.“ Neuert hatte die Brauen zusammengezogen und starrte, während es um seine Mundwinkel auckte, mit niedergeschlagenen Augen auf die dar-

gebote Hand. Aber jetzt war auch Martha zu ihm herangetreten, berührte ihn leise an der Schulter und sagte: „Seien Sie gut und verständig. Er hat es nicht böse gemeint. Und auch mir hat es sehr leid gethan, daß Sie so krank gewesen sind.“

Bei ihrer Annäherung hatte sein Körper gezittert, als wenn ein plötzlicher Frost ihn überlaufe; dann aber hatte er die Augen, aus denen dunkle Flammen hervorzuflammen schienen, voll auf sie gerichtet. Und als er in ihrem Gesichte nichts fand, als Güte und Mitleid, da erloschen auch diese Flammen in seinen Blicken, ein feuchter Schleier legte sich über die Augen und mit rascher, kurzer Bewegung reichte er dem Feinde die Hand.

Die Begegnung der Männer hatte so sehr die Aufmerksamkeit gefesselt, daß Niemand auf die seltsame Bewegung Acht gegeben hatte, die bei Neuerts Anblick über die fremde Frau gekommen war. Ihre matten Augen hatten sich belebt, ihr gebeugter Körper hatte sich gehoben, jetzt war sie aufgestanden und trat mit ausgestreckten Händen auf den Schlosser zu. „Franz, Junge,“ sagte sie mit thränenfüllter Stimme, „sehe ich Dich wirklich noch einmal wieder?“

Neuert wandte sich auf die unerwartete Anrede hastig zu der Frau, so daß er Auge in Auge ihr gegenüber stand. Sein Gesicht war noch etwas bleicher geworden als zuvor, und mit schwerer Zunge sagte er: „Sie sind es, Sie!“ Er stockte einen Augenblick. „Nein, ich irre mich, und auch Sie müssen sich irren,“ fügte er dann mit jähem Wechsel von Ton und Ausdruck hinzu. „Jrgend eine Aehnlichkeit muß Sie getäuscht haben, wir kennen einander nicht.“

Er wandte sich zum Gehen, mit kummervollem Ausdruck aber schüttelte die Frau den Kopf. „Du brauchst nicht wieder davonzulaufen, wie Du es schon einmal gethan hast. Ich will ja nichts von Dir, und Du bist ja jetzt auch ein Mann, der seine eigenen Wege geht. Aber ich habe doch einmal Mutterstelle an Dir vertreten —“

Sie konnte nicht enden. Ein Laut wie ein unterdrückter Hilferuf drang von der Thür herüber, und wie zur Antwort auf diesen angstvollen Ton schrie Karoline jetzt leise auf. Gleich aber sah sie sich wieder, eilte auf eine dunkle Frauengestalt zu, die, mit einer Ohnmacht kämpfend, sich an den Thürpfosten anklammerte und rief: „Seht man, seht man bloß — Fräulein Dietzjens, — ihr wird ohnmächtig!“

Sie stürzte auf die Bankende zu, die unhörbar die von Neuert bei seinem Eintritt nicht fest wieder geschlossene Thür geöffnet und die Küche betreten hatte. Eine häusliche Besprechung mochte sie hergeführt haben; jetzt aber suchte sie mit ihren erlöschenden, unsicheren Blicken nur noch die beiden Gestalten, die da inmitten des Raumes einander gegenüber standen, und machte in halber Bewußtlosigkeit eine Bewegung, als wolle sie die ihr dargebotene Hilfe von sich weisen. Von den vier Frauenaugen getroffen, die so angstvoll und gespannt auf ihm ruhten, stand Neuert einen Augenblick schweigend und schaute unschlüssig von der Einen zur Andern, um sich dann mit einem heftigen Zurückwerfen des Kopfes loszureißen, in paar unverständliche Worte zu murmeln und mit leisen, hastigen Schritten die Küche zu verlassen. Noch einmal streckte Fräulein Dietzjens die Hände nach ihm aus; es war, als wolle sie ihm folgen, ihn halten. Dann aber schienen ihre Kräfte sie zu verlassen, sie sank auf einen Stuhl und mit einem lauten, seltsamen Schluchzen, in dem Weinen und Lachen durcheinander klangen, schlug sie die Hände vor das Gesicht. — — —

Frau Henninger war mit ihrem stummen Begleiter eilig ihrer Wohnung zugeschwunden, des Regens nicht achtend, der sanfter, aber ohne Aufhören fiel. In ihrem Zimmer hatte sie

Nicht gemacht und die Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen; jetzt stand sie dem Taubstummen im hellen Scheine der Lampe, deren Schirm sie absichtlich entfernt hatte, gegenüber. Sie trotz ihrer Erregung zu langsamer, deutlicher Bewegung der Lippen zwingend, sagte sie: „Der Mann vorhin war Ihnen bekannt; wissen Sie seinen Namen?“

Ohne zur Tafel zu greifen, die er bereits hervorgezogen hatte, gab ihr Basmann durch lebhaftes Kopfschütteln seine lautlose Antwort.

„Was wissen Sie von ihm?“

Jetzt begann er zu schreiben. „Ist ein schlechter Mensch. Ein Verbrecher. Sich vor ihm hüten. Sie nicht ins Unglück kommen!“

Mit schmerzlichem Ausdruck nickte sie zu seinen Worten. „Berichten Sie mir Alles, was Sie wissen,“ sagte sie.

Er sann einen Augenblick nach, indem er den Griffel in seiner Hand aufmerksam betrachtete, um ihn dann wieder voll Eifer über den Schiefer dahingleiten zu lassen. In weißen Linien traten die Worte auf dem dunklen Grunde hervor. „Ein kein Aufpasser, kein Zuträger. Habe aber gelernt, Worte von Lippen lesen. Habe zufällig einmal zwei Männer belauscht, die stritten um den Lohn für ein Verbrechen. War auf dem Wall, in den Anlagen. Saß auf einer Bank in der Nähe. Der vorhin war der Eine von ihnen.“

„Ich kenne ihn und ich kenne auch das Verbrechen,“ sagte Frau Henninger mit einer Stimme, in der Zorn, Abscheu und Scham sich mischten. „Den Namen des Anderen aber muß ich erfahren um jeden Preis. Wenn Sie es gut mit mir meinen, so sagen Sie ihn mir.“

Ein dankbares Leuchten ging über sein häßliches Gesicht, und er hob die Hände, wie zum Zeichen, daß er den Segen des Himmels auf ihr Haupt herabrufen möge. „Alles für Sie!“ schrieb er dann hastig. „Haben mein Hannchen gerettet. Alles für Sie!“

Ungebuldig schüttelte sie den Kopf. „Den Namen,“ drängte sie, „den Namen!“

Nun zauderte er doch ein wenig und blickte scheu um sich her, ob Niemand außer ihr Zeuge sei von dem, was er jetzt niederschreiben wolle. Doch dauerte sein Zögern nur ganz kurze Zeit; mit einem festen Griff, in dem sich Groll und Entschlossenheit ausdrückten, faßte er die Tafel, und in größeren, stärkeren Zügen, als die früheren Worte, schrieb er den Namen, den sie zu wissen begehrte. Da stand er vor ihr, nicht ungeahnt, aber nun doch mit kaltem Schrecken sie überrieselnd, der Name des Mannes, den sie verabscheut hatte mit dem Instinkt einer reinen Seele und der nun in ihre Hände geliefert wurde als schuldiger, überführter Verbrecher: „Doktor Jaskich!“

Schweigend, mit großen, weitgeöffneten Augen, starrte sie auf die beiden Worte da vor ihr. Ja, sie bezeichneten ihr den Schurken, der ihr den Bruder verführt hatte, der zwischen sie und das Glück ihrer Zukunft getreten war — sie empfand es mit wachsender, blendender Klarheit — der die Klust hatte verbreitern helfen, die zwischen ihr und dem Geliebten lag. Sie gedachte des Winters und seiner Schmerzen, und ihre Hände ballten sich so fest zusammen, daß die Nägel sich in das Fleisch gruben.

Dann, mit den Fingern über die Stirn hinstreichend, die sich in zornige Falten gezogen hatte, begann sie wieder zu sprechen. „Schweigen sie gegen Alle,“ sagte sie langsam und nachdrücklich. „Der Mann, den Sie vorhin bei mir gesehen haben, war mein Bruder.“

(Fortsetzung folgt.)

# Der Rhapsodienkiesel.

Humorste von Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Man schrieb das Jahr 1832. In der damaligen Künstlerwelt von Paris war der Hofschuhmacher Henri Durmont eine allbekannte Persönlichkeit. Er verdankte seine Bekanntheit in Künstlerkreisen zwei Umständen, dem unbeschränkten Kredit, den er Allem, was Künstler hieß, unbedingt gewährte, und seinem grenzenlosen Kunstenthusiasmus. Die einträgliche Kundschaft Louis Philipps und des gesammten Hofstaates ermöglichte ihm das erstere, während man von dem letzteren munkelte, daß er den Hofschuhmacher deshalb besetze, weil sich dieser selbst in seinem Fach als Künstler fühle und in seinen künstlerischen Abnehmern Brüder in Apoll erblicke.

Meister Durmont schickte nie einem Künstler einen Rechnung, er hätte wahrscheinlich auch nie eine bezahlt bekommen. Nur Eins verlangte er, die Anerkennung seines Kunstverständnisses. So oft er mit einem Künstler geschäftlich zu thun hatte, so oft brachte er das Gespräch auf die Kunst, und so oft schmeichelte es ihm, wenn sein Interesse und sein feinsinniges Empfinden für dieselbe gebührend gelobt wurde. Aber nicht genug damit. Meister Durmont liebte es, ein großes Haus zu machen. Es verging keine Woche, wo nicht eine gesellschaftliche Zusammenkunft bei ihm stattgefunden hätte, sei es, daß es sich um ein Diner, ein Souper oder auch um eine glänzende Soirée handelte. Und zu einer eben dieser Veranstaltungen ließ der Hofschuhmacher Einladungen in die ihm bekannten Künstler ergehen. Es war sein Stolz und seine Genugthuung, die zukünftigen künstlerischen Größen bei sich versammelt zu sehen und ihnen gegenüber den besfreundeten Gastgeber spielen zu können. So hatte er allmählich alle seine kunstbesessenen Kunden in sein Haus gezogen. Nur an einen derselben hatte er sich noch nicht herangewagt, an — Franz Liszt.

Liszt hatte damals eben angefangen, die Spielweise Paganini's auf das Klavier zu übertragen und seine ersten ungarischen „Rhapsodien“ zu bearbeiten. Der Erfolg, den er mit ihnen in seinen Konzerten in Paris errungen hatte, gab ihm den Anstoß, jene Konzerte zu planen, auf der er in ganz Europa mit Ehren überhäuft werden sollte. Einer der eifrigsten Bewunderer des Virtuosen war der Hofschuhmachermeister. Nie verfehlte er den Besuch eines Konzertes von Liszt, und erschien dieser in seinem Geschäft, so schwamm er in einem Meer von Seligkeit. Zu wiederholten Malen war er im Begriff gewesen, Liszt zu einer seiner gesellschaftlichen Vereinigungen einzuladen, aber immer wieder war er davon zurückgeschreckt. Er hatte bei diesem und jenem seiner Kunden gehorcht und getastet, ob er wohl mit einer Einladung an Liszt herantreten dürfte, Alle hatten sie zweifelnd den Kopf gewiegt und die Schultern gezuckt. Denn schon damals war Liszt wegen seiner Unberechenbarkeit und seines kausischen Spottes bekannt. Endlich aber, als der Virtuos wieder einmal bei dem Fußbekleidungskünstler vorsprach, faßte er sich ein Herz. Nachdem er überzeugungswarm seiner Bewunderung vor dem Beherrscher des Klaviers Ausdruck verliehen hatte, stellte er ehrerbietig die Anfrage, ob einer Einladung zu einem Souper Folge geleistet werden würde. Ohne Verzug erteilte Liszt eine bejahende Antwort.

Der Hofschuhmachermeister kannte sich jetzt vor Entzücken nicht aus. Sein sehnlichster Wunsch sollte sich erfüllen: Liszt wollte bei ihm zu Abend speisen! Noch an demselben Tage, an dem er das Jawort erhalten hatte, versandte er an seinen künstlerischen Bekanntenkreis die Einladungen zu dem Souper, auf denen er eigenhändig den Vermerk anbrachte: Monsieur Liszt wird uns die Ehre geben, uns nach dem Essen durch einen Vortrag auf dem Klavier zu beglücken.

Denn das galt Durmont als eine selbstverständliche Voraussetzung. So wenig der Virtuos einen Klaviervortrag zugesagt hatte, so fest hoffte der Hofschuhmacher auf ihn. Walte er sich doch schon in Gedanken aus, mit welchem Entzücken er am Tage darauf in den Tagesblättern die Nachricht lesen würde, daß in der Abendgesellschaft des Herrn Durmont der gefeierte Künstler eins seiner Bravourstücke zum Besten gegeben habe. Das ganze gebildete Paris würde ihn beneiden!

Der für das Souper festgesetzte Abend war genaht. Wie alle anderen Künstler war auch Liszt der Einladung nachgekommen. Die Speisen waren auserlesen, die Weine vorzüglich und auch die Stimmung der Gäste war bald vortrefflich. Auf die verschiedenen Anfragen aus der Gesellschaft heraus, ob Liszt wirklich einen

Vortrag versprochen habe, hatte der Hofschuhmachermeister sich zu dem Bekenntnis verstehen müssen, daß sein berühmter Gast zwar ein derartiges Versprechen nicht abgegeben habe, daß er ihn aber ersuchen werde, eine Probe von seiner Meisterschaft auf dem Klavier zu liefern, und daß er überzeugt sei, auf die Erfüllung dieses Wunsches sicher rechnen zu dürfen.

Die Eröffnung Durmonts hatte die allgemeine Erwartung nur vermehrt. Man sah mit Spannung dem Augenblick entgegen, wo der Meister dem Virtuosen seine Bitte vorlegen würde. Endlich wurde die Tafel aufgehoben und es mußte nun zur Entscheidung kommen. Als sich die Gäste plaubernd durch den Salon zerstreut hatten, trat der Hofschuhmachermeister zu dem Virtuosen heran. Wohl mit etwas bekümmertem Herzen bat er ihn, nach der körperlichen Erquickung der Versammlung auch einen geistigen Genuß zu gewähren und sich am Flügel bewundern zu lassen.

Zur allgemeinen Ueberraschung erklärte sich der Angeredete dazu sofort bereit. Er spielte eine seiner ungarischen Rhapsodien und ließ sogar, als sich nach Beendigung derselben der laute Beifall seiner Zuhörer gelegt hatte, eine zweite Komposition derselben Art folgen.

Meister Durmont war außer sich vor Freude. In den warmsten Worten dankte er dem Virtuosen und fügte dann hinzu, daß er geradezu unglücklich sei, für die ihm erwiesene Ehre nicht entsprechend erkenntlich sein zu können.

Der glückliche Gastgeber hatte seine Ansprache kaum beendet, als sich Liszt auch schon an ihn wandte. „Und doch, mein lieber Durmont,“ sagte er mit einem verbindlichen Lächeln. „Sie können mir vollauf erkenntlich sein, wenn Sie nämlich die Güte haben, die Einladung anzunehmen, durch die ich Sie gleich jetzt zur Theilnahme an einem Souper in meiner Wohnung für den nächsten Mittwoch ersuche.“

Durmont traute seinen Ohren nicht, erst als er die Augen des Komponisten in vollem Ernst auf sich gerichtet sah, fand er ein Wort der Erwidern und versprach tief gerührt durch die erfahrene Auszeichnung sein Erscheinen an der geplanten Festschickung. Wie den Hofschuhmacher, so lud alsbald Liszt auch alle die anderen Anwesenden zu dem Souper ein.

Als man sich nicht lange Zeit nachher von einander trennte, war ein Jeder im Stillen mit der Frage beschäftigt, was die Einladung Liszt's an Durmont bezwecke. Denn daß irgend eine besondere Absicht dahinter versteckt sei, darüber war man sich von vornherein einig.

Zu dem von Liszt veranstalteten Souper hatten sich die Eingeladenen vollzählig eingestellt. Einer der zuerst Erschienenen war der Hofschuhmacher gewesen, der sich sogar veranlaßt gesehen hatte, sein ihm von Louis Philipp verliehenes Ordenszeichen anzustecken. War die Küche Durmonts ausgezeichnet gewesen, so waren es die Speisen, die Liszt seinen Gästen vorsetzte, nicht minder, und der Wein, der in den Gläsern funkelte, übertraf wohl gar noch die Marken, die Durmont seinem Keller entnommen hatte.

Die Unterhaltung war bald im besten Gange und Meister Durmont amüßte sich prächtig. Nur in einem Punkt wurden seine Erwartungen getäuscht, in den künstlerischen Darbietungen, die in reichem Maße zu genießen er sicher gerechnet hatte. Weder fiel es irgend einem der unter den Gästen anwesenden Musiker, noch auch dem Gastgeber selbst ein, eine Taste zu berühren, so daß das Abendessen völlig klanglos verlaufen zu sollen schien. Da, als schon der Nachtsch servirt wurde, erhob sich endlich Liszt. Durmont frohlockte, denn was war wahrscheinlicher, als daß sich der Virtuos jetzt an das Instrument setzen und ihm die bezauberndsten Weisen entlocken würde? Allein der Hofschuhmacher hatte sich in seiner Voraussetzung geirrt, denn Liszt schlug mit dem Messer an das Glas, zum Zeichen, daß er eine Rede zu halten beabsichtige.

In demselben Moment trat der Diener in das Zimmer und schob vor Liszt auf den Tisch ein Tablett, auf dem ein größerer, mit einem Tuch überdeckter Gegenstand lag.

„Meine Herren,“ begann der Komponist, als eine lautlose Stille entstanden war, „Sie alle waren vor einigen Tagen Theilnehmer an dem Souper, das uns unser verehrter Freund Herr Durmont zu geben die Freundlichkeit hatte. Damals ersuchte er mich, ihn durch eine Probe meines Könnens zu beglücken. Heute ist es umgekehrt. Heute bin ich der Wirth und Herr Durmont ist der Gast. Er wird es daher nicht für verlegend halten, wenn auch ich ihn jetzt mit einer Bitte befehle.“

lassen;  
Lampe.  
ch trotz  
Lippen  
erkannt;  
gezogen  
e laut.  
Mensch.  
nglück  
Worten.  
iffel in  
er voll  
weissen  
„Bin  
rte von  
ht, die  
Wall,  
er vor-  
reden.“  
n, Ab-  
en aber  
mit mir  
Gesicht,  
en des  
Sie!“  
Alles  
Dränge  
eu um  
was er  
ur ganz  
oll und  
ind in  
rieb er  
er vor  
ken sie  
t hatte  
n ihre  
recher:  
fiarzte  
schneten  
te, der  
— sie  
er die  
dem Ge-  
merzen,  
Nägel  
ab, die  
der zu  
um und  
gesehen

Ich war damals genöthigt, in meinem Fach meine Tüchtigkeit zu beweisen, und deshalb fordere ich ihn heute auf, sich jetzt in seiner Kunst zu bethätigen.

Bei diesen Worten hob Liszt das Tuch von dem Tablett und den erlauchten Blicken der Versammelten zeigte sich ein paar — wohlgerichtet, aber arg jerrissener Stiefeln nebst dem vollständigen Werkzeug eines Schusters.

Starr wie eine Bildsäule saß Meister Durmont auf seinem Stuhle.

„Ist das Ihr Ernst?“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Mein voller Ernst,“ erwiderte Liszt, indem er sich dem Fassungslosen mit dem Tablett näherte. „Bitte, geniren Sie sich nicht. Sie werden mir, hoffe ich, die Erfüllung meines Wunsches ebenso wenig abschlagen, wie ich es Ihnen gegenüber gethät habe.“

Nachlos blickte noch immer Durmont auf die Insignien seines Handwerks. Aber plötzlich flog ein verklärendes Lächeln über sein Gesicht.

„Nein,“ sagte er freudig, „ich werde Ihnen Ihren Wunsch nicht erfüllen. Denn da Sie vor wenigen Tagen auf dem Klavier keine Klavierarbeit geliefert haben, so ziemt es sich auch nicht, daß ich Ihnen dafür eine solche Ihre Liebeshwürdigkeit vergelte. Für den Meister paßt nur ein Meisterstück. Und deshalb verspreche ich Ihnen, Ihnen morgen ein Paar neuer Stiefel einzuliefern, das Ihrer und meiner würdig ist.“

Schallendes Gelächter belohnte den Hofschuhmacher für seinen glücklichen Einfall.

Auch Liszt lachte und streckte Durmont verhöhnt die Hand entgegen. „Nun denn,“ sagte er launig, „mag es so sein. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und weil ich mir die Stiefel durch meine Rhapsodien verdient habe, so werde ich sie nur bei meinen Konzerten tragen.“

Am nächsten Tage sandte Durmont wirklich ein Paar vorzüglich sitzender Stiefel, die von dem Bekanntenkreis Liszt's die Rhapsodienstiefel getauft wurden. Und wenn der Künstler in dem einen oder anderen Konzert einmal außerordentliche Triumphe errungen hatte, dann wurde von seinen Freunden an ihn die scherzhafte Frage gerichtet, ob er auch dabei die Rhapsodienstiefel getragen habe?

„Freilich, freilich,“ antwortete dann Liszt regelmäßig mit dem ernstesten Gesicht. „Die besten Inspirationen verdanke ich meinen Rhapsodienstiefeln.“

## Allerlei.

**Sonderbare Wetterprognose.** Es ist leider durch viele Beobachtungen bestätigt, daß auch in unserem vielgepriesenen Zeitalter der Naturwissenschaften noch auf vielen Gebieten der haarsträubendste Aberglaube sich breit macht: Dazu gehört auch folgende in der Nordwestschweiz sehr verbreitete Methode, Wetterprognosen für das ganze Jahr aufzustellen. In der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 Uhr werden zwölf Zwiebeln ausgehöhlt und die Höhlungen mit Salz ausgefüllt. Dann stellt man die Zwiebeln mit der Höhlung nach unten in einer Reihe auf: Nr. 1 links ist die Zwiebel für den Januar des beginnenden Jahres, Nr. 2 die für den Februar, u. s. w. Diejenigen Monate, deren Zwiebeln eine Feuchtigkeit auf dem Tisch, auf dem sie stehen, zurücklassen, werden regenreich sein, die übrigen einen trockenen Charakter haben. Dieser Versuch wird nicht etwa zum Scherz gemacht, sondern man erwartet zuverlässlich, daß die solchergestalt aufgestellte Prognose eintreffen wird, und glaubt hierdurch das Wetter, inwieweit es für den Landmann von Bedeutung ist, vorherzusagen zu können!

**Ueber neue Moden in der Wäsche** wird aus Wien geschrieben: Auf den Hemden wechseln seine Handstücke ab mit kostbaren Spigeneinsätzen, breite Einfäse ziern die Brust und umgeben den Hals, ausschneid, und selbst am Saume zeigt sich zuweilen ein mit dem Obertheil harmonisierender Schmuck. Die beliebtesten Stoffe sind Linnen, Vatist und Leinen, während die Seide ihre Verbreitung so ziemlich verloren hat. Für einfachere und praktischere Hemden wählt man Kaufout, Perkal oder Madapolam. Die Namensschiffre wird entweder am Kragen, wenn die Form es erlaubt, oder an der linken Seite eingestickt. Mit den Hemden übereinstimmend in Stoff und Garnitur werden die Hosen getragen. Mit besonderem Luxus staltet man die Nachthemden aus. Sie gleichen förmlichen Toilettenmänteln mit ihren Kragen, ihren Einfäsen, Spizen und Bandmatten. Die Leintücher sind durchweg aus Leinen und weisen gleichfalls Entredeur und Umrahmungen aus Spizen auf. Für Kinderwäsche macht sich eine aparte Neuerung bemerkbar. Anstatt des Namens oder dessen Anfangsbuchstabens

wählen die Mütter ein Symbol, wie eine Taube, eine Blume oder einen Blüthenzweig. Die Taschentücher aus Linnen oder Vatist mit à jour-Saum werden immer kleiner und bilden kaum mehr ein Viertel von dreißig Centimetern. Sehr abwechslungsreich sind die weichen oder farbigen Stückerien. Am häufigsten sieht man Blütenranken, von Schmetterlingen umflattert, oder Blumenkörbchen im Stile Ludwigs XVI., aus denen der duftige Inhalt quillt. Was die Tischwäsche anbelangt, weist der Tischläufer, der allen fleißigen jungen Mädchen Gelegenheit zu kunstvollen Arbeiten und damit zu hübschen Geschenken gab, eine bemerkenswerthe Neuerung auf. Derselbe wird nicht mehr unabhängig gemacht, sondern dem Tischstuche eingearbeitet, sei es nun durch Stückerien oder Inkrustationen. Zu den letzteren benützt man vorzugsweise Guipure oder venezianische Spizen, und um sie besser en relief zu stellen, giebt man ihnen eine farbige Unterlage.

**Ueber die Beziehungen Fritz Reuter's zu seiner jüngst verstorbenen Freundin Frau Marie Peters,** über die wir schon berichteten, können wir folgende ergänzende Mittheilungen machen: Reuter hatte 1842 als Deponom, als sogenannter Strom, den Schwager seines Lehrern Hult, Fritz Peters, kennen gelernt. In ihm gewann er einen Freund für's Leben und zunächst ein offenes, gastliches Haus, als Peters sich 1843 mit Marie Ohl aus Straßburg vermählte und auf Thalberg, eine Viertelmeile von Trepstow a. L., sein Heim aufschlug. Ueber diesen Aufenthalt schreibt unser Mitarbeiter Dr. Kömer in seinem illustrierten Werke „Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen“: „Wie allerliebste war der Biss, den Reuter dort einnahm, bald als wackerer Genosse bei der Arbeit, bald als herzfrohlicher Gesellschafter, der die häuslichen Feste mit poetischen Gaben schmückte, bald auch, wenn das junge Paar verreiste, als Stellvertreter, als „Lieutenant“ auf Thalberg. Und wie ergötzlich lesen sich die humoristischen Berichte, die er dann den Freunden schrieb . . . „Erquickend wie ein frischer Trunk Wasser waren Reuter's Besuche in unserem Hause,“ sagte Frau Peters zu dem Autor. „Herr Reuting,“ wie Mutter Schultsch, die alte Kinderfrau, drölich ihn rief, oder „Onkel Gute“, wie es reizend aus keinem Kindermunde klang, war der Liebling Aller. Wie hüpfte er aber auch mit der Alten herum und dem kleinen Völkchen! Ein Kind nahm er an den Arm, ein anderes Mutter Schultsch, und dann sangen Alt und Jung den lustigen Reigen:

Freut euch des Lebens,  
Weil noch das Lämpchen glüht.

„Es scheint zu donnern,“ meinte einst ein Besucher, der Bäcker von Hilow, zu Frau Peters. „Nein,“ sagte diese, „Herr Reuter spielt nur mit den Kindern!“ — Auch den Eltern vergalt der Dichter durch seine heitere Laune alle Liebe, die sie ihm entgegenbrachten. Scherzend sang er von der Herrin auf Thalberg: „Du Hofe vom Thal, Du Hlie vom Berg.“ Seine Braut Luise Kunze hatte er 1845 auf Demzin kennen gelernt, und im Sommer 1848 führte er sie den Thalberger Freunden zu; Frau Peters sollte seine Luise mit der Wirtschaftskunst vertraut machen. Die schönsten Stunden waren es, wenn er den Hausfreunden vorlas, zuerst aus seinen Lieblingsdichtern Walter Scott und Boz-Dickens, später aus dem brühwarmen Manuscript seiner eigenen Arbeiten. Reuter trug damals einen langen, weißen Rock, und lachend pflegte seine Braut zu sagen: „Seht ihn nur, das ist der Einsiedler in „Joanhoe“, Bruder Lutz, wie er leidet und lebt!“ Dickens lag einst auf dem Weihnachtsstisch der Frau Peters, und Reuter hatte dazu einen Füllapp gereimt:

„. . . Doch hat Zeit sie, lef' sie trotz  
Aller Kinderunruh — Boz!“

1851 hatte der Trepstower „Privatlehrer“ Fritz Reuter seine Luise heimgeführt. Fast täglich, Sommer und Winter, wanderte das „Reuter-Baar“ zu den Freunden nach Thalberg. Den ersten Blumenlohl seines kleinen Gärtchens, der die schönsten Georginen der ganzen Stadt enthielt, brachte der Dichter Frau Peters. Und ihrem Manne widmete er 1853 den ersten Band von „Läuschen un' Nimmels“. Niemals fehlten Reuter's auf einem Weihnachtsfest in Thalberg und später in Siedendollentin, wohin die Freunde gezogen waren. Der Park dieses Gutes enthält noch Blumen, gepflanzt von des Dichters Hand. Im 30. Kapitel der „Stromtid“ schildert Reuter anheimelnd und herzlich ein Weihnachtsfest auf Dollentin. Hier tritt auch die jetzt verstorbene Frau Peters in Aktion: „. . . Un wat de Madam is, de strakt mine. Fru ist eins aewer un nimmt ebr de Kewellapp af un seggt tau mi: „Onkel Reuting, id herow Sei fortan Kohl mit Lungwust uphegt.“ . . . Der Lieblingsplatz Reuter's im Dollentiner Park gewährt einen hübschen Ausblick auf den See, und außen enthält eine Marmoraltäre die Inschrift: „Dem lieben Freunde Fritz Reuter von M. u. F. Peters, 12. Juli 1874.“ Das ist des Dichters Todestag. Uebrigens leben noch mehrere Frauen, die Reuter nahe gestanden haben, vor Allem seine jetzt 83jährige Schwester Sophie.“

Bergantworf. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Liefke, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.